

Max Untier

**Mangold  
ist kein Gemüse**

2025 Max Untier

Umschlaggestaltung: Buchschmiede von  
Dataform Media GmbH

Umschlagbild: Sigurt Funk  
Alle Rechte beim Autor

Druck und Vertrieb im Auftrag des Autors:  
Buchschmiede von Dataform Media  
GmbH, Wien, Julius-Raab-Straße 8, 2203 Großebersdorf, Österreich

[www.buchschmiede.at](http://www.buchschmiede.at) - Folge deinem Buchgefühl!

Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung  
[info@buchschmiede.at](mailto:info@buchschmiede.at)

ISBN:  
978-3-99152-688-9 (Hardcover)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Meinen Söhnen Markus und Michael  
sowie meiner Tochter Tamara gewidmet

*„Die Apokalypse steht ins Haus. Wir Untiere wissen es längst, und wir wissen es alle. Hinter dem Parteiengenzänk, den Auf- und Abrüstungsdebatten, den Militärparaden und Anti-Kriegsmärschen, hinter der Fassade des Friedenswillens und der endlosen Waffenstillstände gibt es eine heimliche Übereinkunft, ein unausgesprochenes großes Einverständnis: daß wir ein Ende machen müssen mit uns und unseresgleichen, so bald und so gründlich wie möglich – ohne Pardon, ohne Skrupel und ohne Überlebende.“*

Ulrich Horstmann, „Das Untier“ Konturen einer Philosophie der Menschenflucht, Suhrkamp, Erste Auflage, Medusa Verlag, Wien-Berlin, 1985, S.7

Einen Roman zu schreiben, ist - vielleicht für jeden, der sich daran versucht - ein großes Abenteuer, von dem man nicht weiß, wie es ausgeht. Dieses Unterfangen ist um so risikoreicher, desto mehr man sich dazu entschließt, die lieb gewonnenen und anerkannten Formen des Erzählens zu verlassen, und sowohl formal als auch inhaltlich etwas Neues zu wagen. Der nachfolgende Text, der das chronologische Prinzip bewusst ignoriert und so dazu zwingt nach neuen Kausalitätskriterien zu suchen, stellt einen Grenzgang dar, in abschüssigem Gelände, auf ungesicherten Pfaden, deren Wegmarkierungen längst verblasst und alle den Wanderer sichernden Fixseile weggebrochen sind. Das Vorangegangene darf nicht länger als Begründung für das Folgende herangezogen werden. Was tun in einer Zeit, in der der Mensch ohne endgültige Wahrheiten auskommen muss? Wie leben, wenn alles wankt und die Suche nach Identität beständig scheitert? Wenn der Leser etwas von diesem Wagnis zu erfahren vermag, könnte ihn der Text bereichert zurücklassen.

\*

Alle Personen, alle Ereignisse und Ortsangaben sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig und ohne Absicht.

*„Sowenig der Roman an und für sich an das naturhafte Beginnen und Enden des Lebens, an Geburt und Tod gebunden ist, so zeigt er doch gerade durch den Punkt, wo er einsetzt und den, wo er aufhört, die problembestimmte, allein wesentliche Strecke an, alles, was davor- und dahinterliegt, bloß in perspektivischer Abbildung und reiner Problembezogenheit berührend – so hat er dennoch die Tendenz, seine ganze epische Totalität im Ablauf des für ihn wesentlichen Lebens zu entfalten.“*

(Georg Lukács, Über die Vernunft in der Kultur, Ausgewählte Schriften 1909-1969, Reclam, Band 1120, 1. Auflage, Leipzig 1985, S.137)



**E**ines Tages hatte sich in Mangolds Gehirn ein unumstößlicher Gedanke eingestellt, ein Gedanke, der zu einer „Auffassung“ mutierte, um schließlich zu einer stillen, aber kraftvollen Rebellion heranzuwachsen. Dieser Gedanke hatte irgendwann einen fixen Platz bezogen, war in seinen praktischen Auswirkungen zwar nur selten erkennbar, zeitigte in seiner theoretischen Existenz jedoch gravierende Folgen.

Welchen Grund sollte er haben, darüber zu sprechen?

\*

Eigentlich begann alles damit, dass Mangold beim Entrümpeln des Dachbodens auf ein aus verchromtem Stahl gefertigtes Flugzeugmodell eines Doppeldeckers stieß, das, wie er sich erinnerte, einst von seinem Vater kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs gefertigt worden sein musste.

\*

Wenn uns die Worte entgleiten.

\*

Der Angst vor den Sätzen geht die Angst vor den Wörtern voraus. Sie bedrohen uns, bedrohen unser Leben, wirbeln alles durcheinander, sogar das scheinbar Festgefügte, das über Jahrhunderte Halt, sicheren Rahmen bot.

Worin besteht ihre Schuld?

Sie vergaßen aufzuschreien, wenn man sie missbrauchte, sie vergaßen zu protestieren gegen ihre eigene ideologische Mobilmachung.

So sind sie uns entglitten die Wörter; bilden Sätze, die uns bedrohen, anstatt uns Heimat zu geben.

Nun aber, so fordert die Zeit, gelte es, neue Sätze zu schreiben, die das Leben sagbar machen, damit endlich das der Fall sei, was der Fall ist, denn einzig das Wort gäbe der Wirklichkeit ihren Namen, glaubte man einst, habe Mangold gesagt.

\*

*Mangold will in den Untergrund und findet ihn nicht.*

\*

Vergeblich durchforstet Mangold die Welt. Er hält Ausschau nach revolutionären Gruppen. Die Sehnsucht der Sechziger im Gehirn und Woodstock. 15. bis 17. August 1969, heute weiß das jeder. Damals, als das Konzert stattfand, hatte er jedenfalls davon keine Ahnung gehabt, aber Illusionen über die Zukunft hatte er.

Heute hat er keine Illusionen mehr. Seine Utopien sind zerplatzt wie Luftballons. Mangold lebt im Heute. Was morgen ist, schert ihn einen Scheißdreck. *Let's make money, that's all we need.*

\*

Jäger werden verabscheut, bis zum vierzigsten Lebensjahr, dann macht man den Jagdschein auf Kosten einer maroden Krankenkasse, die man nun ganz im Orwell-schen Sinn Gesundheitskassen nennt, pflegt Kontakte zu Bankiers und anderen Gauern, die sich gut-bürgerlich geben.

Kein Wort ist wahr. Alles ist erlogen. Trau niemandem über den Weg, vor allem dann, wenn er seriös erscheint.

Verrat kursiert allerorten. Optionen und Termingeschäfte haben ihren Bonus ver-spielt. Man investiert in Sparbücher und überlässt den mageren Gewinn wieder den internationalen Großbanken. Man ist wieder vorsichtig geworden. Die besonders Klugen wetten auf fallende Kurse und die Butterseite.

Nur in der Literatur ist wieder alles bestens. Die besonders talentiert Aufmüpfigen werden im touristischen Kärnten mit Bachmann-Preisen bedacht. Der vermeintliche Serben Freund erhält den Nobelpreis und alles empört sich. Hin und wieder lässt man, um den Schein zu wahren, einen Unangepassten eine der Situation angepasste Rede halten, über die sich dann auch niemand wirklich aufregt. Der Landesvater hat gerade noch rechtzeitig das Zeitliche gesegnet, flugs bescheinigt der Totenschein auch seiner Witwe Charisma. Eine Landesmama ist fast so gut, wie ein Landespapa. Nichts hat sich geändert. Die „Millimetterniche“ sind immer noch vonnöten. Auch

wenn sie so klein sind, dass man nicht zu ihnen aufschauen kann. Auf sie hinunter-zuschauen wagen wir nicht, sie zu übersehen, wagen wir noch weniger.

Wenn wir doch endlich wieder einen Kaiser hätten, einen wirklichen meine ich, nicht nur den lieben Karl-Heinrich.

Nein, einen echten, wirklichen, aus dem Geschlecht der *Habsburger*; die sich, um der Charitygesellschaft gerecht werden zu können, ab nun gerne auch *Gebbsburger* nennen könnten und doch bloß *Cheesburger* sind, sagt Mangold.

\*

Einen Anfang zu finden, sei nicht schwer, wenn man über das Ende Bescheid wisse, sagte Mangold. Dieser einzige Anfang, der für ihn als ausschließlicher, unabdingbarer Anfang gelten könne, als notwendiger Anfang, ohne dass er jemals an ihm Zweifel haben müsste, weil sich bei näherer Betrachtung wie von selbst ganz andere Anfänge aufdrängen könnten, die mit viel größerer, stärkerer Berechtigung als eben solche Anfänge Geltung haben könnten, eher Geltung haben könnten, als dieser gerade eben von ihm gewählte, der, wie ihm plötzlich schien, ein völlig belangloser Anfang war, über den zu reden sich nicht wirklich lohnen würde, dieser einzig möglich erscheinende war kein guter, kein befriedigender Anfang. Dennoch war es ein Anfang. Mangold erinnerte sich plötzlich, ohne auch nur einen einzigen ersichtlichen Grund dafür zu bemerken, an Bernhardiner. Schwere, aber liebenswürdige Hunde, sind das, sagte Mangold, starke, massive Hunde, mit riesigen Mäulern, die immer triefen; Hunde, die er sich nur im Zusammenhang mit alten Wirtshäusern oder schneebedeckten Pässen vorstellen konnte.

Als er noch ein Kind war, hatte er öfter welche gesehen. In einer Fleischerei in der Nachbarschaft. Dort gab es einen. Man hatte ihn an eine lange Kette gehängt, so dass er niemandem gefährlich werden konnte. An der Kette war es ihm aber auch nicht möglich, Einbrecher abzuhalten. Sein einziger Lebenszweck bestand eigentlich nur darin, Unmengen von Schlachtabfällen zu verschlingen. Höchstwahrscheinlich ist er wie viele seiner Artgenossen an Herzverfettung eingegangen.

Eine typische Zivilisationskrankheit, nicht nur für Manager, auch für Bernhardiner. Durch das viele Fressen waren er höchstwahrscheinlich auch viel zu müde, um wirklich als Wachhund eingesetzt zu werden, trotz seiner furchteinflößenden Größe haben sich nur wenige vor ihm wirklich gefürchtet.

Er liebte die Sonne. Meist ruhte sein riesiges Haupt auf den ungeheuren Pfoten. Die gewaltigen Lefzen hingen herab, die Augen geschlossen, so döste er in der Sonne vor sich hin, auch dann, wenn er von der Kette abgekommen war.

Über seine Lefzen flossen Ströme von Speichel, vor allem dann, wenn der Geruch von frisch gekochtem Geselchten in der Luft lag.

Aber wenn hinter dem Haus, in der Fleischbank, geschlachtet wurde, und das verzweifelte Geschrei der Mastschweine die Luft erfüllte, zog sich das Tier immer in das hinterste Eck der alten Kegelbahn zurück, die wegen ihres gestampften Lehmbodens, die „Lehmbudel“ genannt wurde. Hier fand er Sicherheit. Nur sonntags herrschte hier Hochbetrieb und die Kinder des Dorfes konnten sich bei Aufsetzen der Kegel ein Taschengeld verdienen.

\*

Aber so fing alles eigentlich auch nicht an.

Eigentlich könnte es gar keinen Anfang geben, weil nie etwas begonnen hatte für Mangold. Jeder Anfang war immer auch schon das Ende gewesen und das Ende der Anfang, wenn schon nicht das Ende, so zumindest der Anfang vom Ende. Bei Mangold schien sich alles immerfort im Kreis zu drehen. Bis er beschloss das Ende an den Anfang zu setzen, also aufzuhören, mit allem.

So gesehen wäre es wohl angebrachter, sagte Mangold, weiterhin zu schweigen, das jahrzehntelange Schweigen aufrecht zu erhalten. Das Bewährte. Das Reden habe ihm immer nur Verdruss gebracht, Schwierigkeiten, ohne dass es jemals dazu gekommen sei, ein besseres Verständnis zu erreichen. Und dennoch, seien die Menschen von gegenseitigem Mitteilungsdrang geradezu beseelt. Obwohl es immer nur

Belanglosigkeiten seien, die sie einander mitteilen. Nie geht es um etwas Ernstes! sagte Mangold. Dies und das, teilten sie einander mit, telefonisch, brieflich, mittels SMS und Email, nie aber geht es um wirklich Schwerwiegendes. Das läge daran, sagte Mangold, dass die Menschen einander - davon war Mangold felsenfest überzeugt – überhaupt nichts mitzuteilen hätten. Auch wenn sie in aufgeregter Manier aufeinander einreden, je nach Temperament mehr oder weniger gestikulierend, einander letzten Endes doch nur unverständliche Worte zuwerfen, deren wahrer Inhalt den anderen, der seinerseits in aufgeregtem Ton erwidernd, nicht das geringste Interesse zeigt, haben sie einander im Grunde nichts zu sagen. Diese Form der Kommunikation, sich unterhalten zu nennen, bedarf einer eigenen Logik, sagte Mangold, einer Logik, die jenseits der Logik gelegen sei, die er verstünde. Sie teilen einander nichts Wesentliches mit, weil es eben nichts Wesentliches mitzuteilen gäbe. Die Geschichten, die sie erzählen, die Vorkommnisse, die sie einander berichteten, sind nicht die ihren, es sind fremde Geschichten, die von fremden Leuten handeln, von Leuten, die sie vorher nie zu Gesicht bekamen und auch nachher nie zu Gesicht bekommen werden. Es sind Geschichten, ja, aber von anderen, über andere.

Alle Aufmerksamkeit, die man ihnen jemals entgegenbringt, das sagen ich Ihnen, sagte Mangold, ist geheuchelt. Wirkliches Interesse ist nicht vorhanden. Glauben Sie mir.

Und weil ich das weiß, habe auch ich mir, sagte Mangold, längst abgewöhnt, irgendjemandem anderen zuzuhören, irgendjemandem anderen Dinge von Belang mitteilen zu wollen.

Oft ertappte er sich dabei, dass er die Gespräche von anderen, genauso wahrnahm, wie er Gespräche im Radio wahrnahm, sagte Mangold. Menschen seien für ihn, sagte er, nicht mehr als künstliche Gegenstände, nicht mehr als Automaten. Ja, Spielautomaten, seien sie. Banditen. Allerdings Banditen, die kein Geld, sondern nur Unerhebliches, Wertloses, Müll ausspuckten. Müllausspucker seien sie, sagte Mangold.

Am besten sei es, man ließe sie ganz nebenbei mitlaufen, wie man eben ein Radioprogramm als akustische Hintergrundkulisse mitlaufen lässt. Den Radio dreht

man ja auch nicht ab, nur weil einem die Sendung nicht gefällt, die gerade läuft, oder?, sagte Mangold, ohne mich dabei anzublicken.

\*

Oft hatte Mangold darum gebeten, *um Gottes Willen* ja keinen Geistlichen bei seinem Begräbnis zu Wort kommen zu lassen. Das ganze kirchliche Brimbiorum sei ihm verhasst, sagte er. Auf keinen Fall wolle er begraben werden. Er wünsche verbrannt zu werden, sagte er immer. Es muss nicht bei lebendigem Leibe sein, fügte er meist im Scherz hinzu. Anschließend könnt ihr mit meiner Asche tun, was immer ihr wollt. Ihr könnt sie ins Meer streuen oder sonst wohin. Auch den Gedanken auf der Spitze eines hohen Berges als Asche in den Wind gestreut zu werden, fände er reizvoll, sagte er. Aber ebenso hätte er sich vorstellen können, in einer Urne unter einem Baum, ab besten unter einer *Linde* aufgestellt zu werden. Seine erste Freundin hätte nämlich Linde geheißen, sagte er. Die hätte aber O-Füße gehabt, deswegen hätte er sie auch nicht geheiratet damals. Außerdem, sagte er, wäre es auch noch zu früh zum Heiraten gewesen, bei der Erstkommunion.

Aber er habe vielleicht auch deswegen, eine Linde im Garten gepflanzt. Auf die sei er besonders stolz. Ganz gerade gewachsen sei sie. Der Gedanke sei ihm ein Gräuel, auf einem Friedhof in die Erde zu versickern; umgeben von einer Unzahl von aufdringlichen Marmorgrabsteinen mit goldenen Inschriften, die von greisen Witwen zu Allerheiligen und anderen kirchlichen Festtagen mit geschmacklosen Blumenarrangements behübscht werden, wollte er keine Ewigkeit verbringen müssen.

Wie er sicherstellen könnte, dass im Ernstfall seinem Wunsch nachgekommen werde, darüber war er sich noch nicht im Klaren. Seine Nachkommenschaft für den Fall, dass sie ihm solches antun, zu enterben, schien ihm dennoch nicht angebracht. Außerdem hätte er sich nicht vorstellen können, wem er sein zugegeben bescheidenes Vermögen sonst solle zukommen lassen.

Andere behelfen sich ja damit, die verbleibenden Vermögenswerte als Akontozah-

lung an die Kirche einzusetzen, um dadurch einen Platz im Himmelreich zu ergattern, sagte er, aber da er es darauf nicht abgesehen hatte, falle für ihn diese Möglichkeit aus. Sollen sie doch nach Belieben verfahren mit ihm. Er würde es ohnehin nicht mehr spüren, sagte er.

\*

Nach einem scheußlichen, total verregneten Sommer und einem eher kühlen, unendlich langen Herbst war es dann doch schnell Mitte Dezember geworden. Von Frost oder gar Schnee war weit und breit keine Spur. Stattdessen hatte sich eine trübe, regnerische, vor sich hin nieselnde Selbstmörderstimmung über das Land gelegt. Wohin man blickte, nass-kalte Tristesse.

\*

Felix Mangold sitzt, die Beine bis zur Hüfte in eine dicke Wolldecke gehüllt in seinem Rollstuhl auf der Terrasse des Altenheimes und sieht auf den unbewegten See hinaus, über dem etwas Nebel liegt.

\*

Ein langes, ereignisreiches Leben lag hinter ihm. Er hätte eigentlich mit seinem Los zufrieden sein können. Er hätte, hätte er sich bemüht, seine Situation mit objektivem Blick zu beurteilen, kaum Gründe gefunden, sich zu beklagen. Es gehörte jedoch zu Mangolds Besonderheiten, immer Gründe zu finden, worüber sich zu beklagen er das Recht zu haben glaubte, auch dann, wenn ihm nichts abging.

Allein deswegen, weil es in den Altenheimen schon lange nicht mehr so war, wie in früheren Zeiten, in denen die Leute vergessen von den Verwandten, vergessen von der Welt, wenn auch mit dem Notdürftigsten versorgt, dem Tod entgegen siechten, hätte er Grund zur Zufriedenheit gehabt. Umso mehr als Mangold das Glück hatte, einer Generation anzugehören, die weder für die zwei großen Weltkriege des vorigen

Jahrhunderts verantwortlich gemacht werden konnte, noch eine andere seiner Eltern-generation vergleichbar große Schuld auf sich geladen hatte. Genau besehen aber, hatte auch seine Generation einiges auf dem Kerbholz. Aber nichts von dem sei mit dem vergleichbar, was man seiner Eltern-Generation vorzuwerfen, das Recht zu haben glaubte, sagte Mangold. Mangold hätte also einen ruhigen Lebensabend, umsorgt von hilfreichen Händen verbringen können. Wäre er nicht Mangold gewesen und hätte er über die Fähigkeit verfügt sein Leben einigermaßen objektiv zu betrachten. Genau dazu war Mangold aber nicht fähig. Mangold war nicht dumm, aber wirklich zu denken, sei er nicht imstande, sagte er. Abgesehen davon sei es eine Tatsache, dass denken einsam mache. Mangold konnte nicht denken, einsam war er dennoch. Wer aber ist schon in der Lage, das eigene Leben objektiv zu betrachten? Und wer ist nicht einsam? Wir kommen zwar nicht einsam auf die Welt, enden aber so in ihr, sagte Mangold.

Mangold saß wie an jedem der letzten Tage auf der Terrasse und blickte zum See hinaus, den er in seiner Jugend oft durchschwommen hatte. Längst hatte er aufgehört, die Tage zu zählen. Sie dauerten ihm schon zu lange. Alles dauerte ihm schon viel zu lange.

Wie jeden Tag, dachte er auch an diesem trüben Wintertag von früh bis spät darüber nach, wie er seinem Leben möglichst bald ein Ende bereiten könnte, ohne andere in sein Vorhaben einweihen oder gar involvieren zu müssen. Er dachte daran, wünschte das Ende herbei und fürchtete es dennoch, das Ende.

Er fürchtete es, wegen seiner Endgültigkeit. Nichts sei so endgültig wie das Ende, sagte er, als er noch jung und rüstig und voller Tatendrang und Energie und Potenz gewesen war. Nichts bleibt, sagte er, ohne die Lippen zu bewegen. Und wieder blieb der See vor ihm stumm.

\*

Es war ein Fehler, solange zuzuwarten! Die Tage ziehen dahin, ereignislos. Nun gut,

hin und wieder bekomme ich Besuch von meinen Kindern, sagte Mangold. Wir reden ein paar Worte. Bedeutungsloses Geplauder. Seit dem letzten Infarkt achten sie sehr darauf, mir nichts zu erzählen, was mich aufregen könnte. Das Wetter zu besprechen, ist langweilig, sich zu unterhalten darüber, was es zu essen gab, ob der Spaziergang angenehm verlaufen sei, ist nichts weniger langweilig. Ab einem bestimmten Alter ist alles langweilig. Warum sprechen sie immer nur über Dinge, die eigentlich keinen interessieren? Man darf es ihnen nicht übel nehmen, weißt Du, sie, sagte Mangold sind noch so eingespannt in das Getriebe: der Beruf, die Familie hielten sie gefangen.

Das war sicher auch der Grund, warum wir den Kontakt verloren in den letzten Jahren. Es hat keinen Sinn sich Vorwürfe zu machen. Es ist zu spät noch etwas zu ändern.

\*

Mangold hat schlecht geschlafen. Seit Tagen plagen ihn Kopfschmerzen. Als er aufsteht, ist es noch stockdunkel.

Ohne Licht zu machen, um seine Frau nicht zu stören, tappt er durch den Flur in Richtung Küche. Dabei übersieht er den Korb für die Schmutzwäsche, stößt in Kniehöhe dagegen; es scheppert. Zu allem Überfluss verliert er dabei einen Pantoffel, den er durch vorsichtiges Betasten des kalten Fliesenbodens mit dem nun nackten Fuß eilig wiederzufinden versucht.

„Scheiße!“ sagt er, als er beim Versuch den Fuß wieder in die schützende Geborgenheit des endlich wiedergefundenen Pantoffels zurückzuführen, mit den blanken Zehen gegen den Wäschekorb stößt.

Erst in der Küche betätigt er den Lichtschalter. Die Küche ist wie immer unaufgeräumt. Es riecht nach Essensresten. Er füllt die Espressomaschine mit Wasser, öffnet die Kaffeedose, der Duft des frisch gemahlenen Kaffees strömt ihm in die Nase. Das weckt seine Lebensgeister.

Auch dieser Tag hat wie jeder andere begonnen.

\*

Um halb neun öffnet die Buchhandlung. Es ist noch Zeit. Das Telefon klingelt. Das ist ungewöhnlich.

In der Nacht um 2 Uhr dreißig ist sein Vater verstorben, teilt man ihm telefonisch mit. Die administrative Abwicklung dieses Vorfalls erfordere seine Anwesenheit, sagt man ihm, dann ertönt unvermittelt das Freizeichen.

Kurz vor halb neun ruft er im Geschäft an, um seiner Verkäuferin Bescheid zu sagen. Sie würde sich um alles kümmern. Es war nicht das erste Mal, dass sie die Buchhandlung allein übernahm. Dann setzt sich Mangold in seinen alten Renault und fährt los.

\*

Nun stehe ich mit zwei Kartons, in denen sich, wie man mir sagte, ein paar wenige Bücher, Briefe, aber auch schriftliche Aufzeichnung anderer Art befänden und mit einem Koffer im Foyer des Altenheimes. Das ist also alles, was von einem Vater bleibt, denke ich.

Zu Hause angekommen, stellt sich heraus, dass einer der Kartons ein zusammengeheftetes Manuskript von etwa dreihundert Seiten enthält. Ein flüchtiges Durchblättern zeigt, dass es sich teilweise um handschriftliche Aufzeichnungen, teilweise um Computer-Ausdrucke von Texten handelt, deren Autor mein Vater ist. Die Seiten, die mit dem Computer ausgedruckt wurden, sind nummeriert. Bei genauerer Durchsicht zeigt sich, dass einiges doppelt vorhanden, manches handschriftlich ergänzt, alles in allem aber ungeordnet und chaotisch ist; ein Manuskript im Bearbeitungsstadium. Ich nehme mir vor, es bald zu lesen.

\*

Die Lebensweisheit der nordischen Völker bestehe – vielleicht sogar hauptsächlich – darin, den Kapriolen des Wetters keine Bedeutung beizumessen. Den Südländern falle das schwer, sagt man. Auch dann, wenn man sich, so wie es für mich gilt, nur

dem Herzen nach dem Süden zugehörig fühlt, hängt die Stimmungslage meist sehr von der Wetterlage ab. Graues Wetter, grau gestimmtes Gemüt.

\*

*„Brecht's Held, der Herr Keuner,  
wurde gefragt, woran er arbeite.*

*Er antwortete:*

*>Ich habe viel Mühe,  
ich bereite meinen nächsten Irrtum vor.<*

\*

Wie Mangold in Erfahrung gebracht hatte, stützten sich die Angriffe seiner Feinde in erster Linie auf ein Gutachten eines stadtbekannten Psychiaters, der seit Jahren als Vertrauensmann des Instituts agierte. Diesem Psychiater war Mangold schon vor Jahren, nach einem wie sich später herausgestellt hatte vollkommen unbedeutenden Zwischenfall, vorgeführt worden. Zwangsweise. Die Zwangsvorführung war auf Drängen von Mangolds Nachbarn von einem in psychologischen Fragen fachlich wie menschlich überforderten Hausarzt aus der Provinz verfügt worden, dem nachher alles wie er sagte: „ganz furchtbar leid getan“ hätte.

\*

Von Anfang an blieb unklar, welche Position ihm zugewiesen war. War er Zeuge? War er Angeklagter?

Seine diesbezügliche Anfragen, an die Vorstände des Instituts gerichtet, blieben unbeantwortet. Man erwarte nur eine Stellungnahme, teilte man ihm mit, am besten schriftlich. Nicht mehr und nicht weniger. Keinesfalls weniger.

Aber wofür könne er als Zeuge gelten? Er, dem die Welt immer schon ein Rätsel war, sollte nun Zeugnis ablegen? Undenkbar!

Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe nichts bemerkt von alledem. Nichts gesehen, nichts gehört, und mir wurde auch nichts zugetragen, weil mit mir niemand sprechen wollte.

Sehen Sie, sagte Mangold, ich bin eine uninteressante Person. Lassen Sie mich in Ruhe! Ich kann Ihnen nicht behilflich sein, so gerne ich behilflich wäre, bei alldem, was es aufzuklären gäbe.

\*

Mangold lag auf dem Rücken, wieder einmal, die Beine weit von sich gestreckt, in die Höhe, aufstrebend, perpendikular, langgezogen. Ohne sein Zutun hatte sich seine Gestalt zu einer gedehnten, geradezu gotischen verändert. Er sah fast so aus, wie Greco die Menschen gemalt hatte. Selbst die Gesichtsfarbe schien unnatürlich, grünlich geradezu. Seine Umgebung vermutete bei ihm deshalb ein Krebsleiden. Vielleicht an den Nieren? Er verschweige es, warf man ihm vor.

Von einem Krebsleiden konnte aber keine Rede sein. Mangold fühlte sich gesund. Mehr als das. Mangold fühlte sich bestens. So fit hatte er sich sein ganzes Leben lang nicht gefühlt. Sein Zustand könnte besser nicht sein, dachte er. Alles war zu seiner Zufriedenheit.

\*

Mangold hatte verabsäumt, seine Gedanken aufzuschreiben. Nun versuchte er sich daran zu erinnern, was er gedacht hatte, damals und musste feststellen, dass die letzten Monate gleich einem Schnellzug gedankenlos dahin gerast waren.

\*

Den Wunsch, verstanden zu werden, hatte Mangold sich längst verboten, Fremdsprachen zu lernen ebenso. Auf diese Weise lebe es sich leichter, sagt er. Sobald man den Sinn der Worte zu verstehen glaubt, gehe man in die Irre. Worte verhalten sich

wie Chamäleons. Sobald man zu verstehen glaubt, was die Menschen sagen wollen, werden sie unsympathisch, sagte er.

Nur solange man nicht verstehe, wovon die Rede ist, könne man sich auf die Musik der Worte konzentrieren, ihren Klang genießen, ohne von ihrem Sinngehalt belästigt zu sein. Man solle lieber mehr auf die Mimik achten, so könne man sich leichter den Täuschungen vordergründig freundlicher Gesichtsverrenkungen hingeben.

Es sei ein großer Irrtum zu glauben, Körpersprache lüge nicht, sagte Mangold. Mit Mimik werde häufig, vielleicht häufiger als mit allem anderen, Schindluder getrieben. Die Leute lächeln und sagen mit der freundlichsten Miene im Gesicht die geheimsten, brutalsten Dinge. Ohne Hemmungen. Ohne Scheu. Ohne Rücksicht.

\*

Bin ich, oder bin ich nicht? Ich liege auf dem Rücken, immer noch. Die Beine sind weit abgestreckt, langgezogen. Warum schreibe ich immer von Mangold, wenn ich etwas über mich aussagen will, dachte Mangold.

Es ist lächerlich, kein Mensch nennt sich selbst beim Namen. Außer sie gehören der Kaste der Politiker an. Die tun das manchmal. Sie sagen nicht: „Mir können Sie vertrauen!“, sie sprechen von sich wie von einer dritten Person, wie Mangold. Sie sagen von sich: „*Mangold können Sie vertrauen!*“

Aber Mangold war nie Politiker. Mangold war immer nur Mangold.

\*

Als ich spüre, dass meine Zunge gerade wieder auf eine dieser ranzigen Nüsse im Müsli gestoßen ist, schiebe ich sie, vorsichtig, noch bevor sich ihr Aroma in meinem Mund verbreitet, von der Mitte der Mundhöhle an die vordere Zahnreihe, fixiere sie dort für einen Moment, bis ich eine Hand frei habe, um die abscheuliche Nuss mit spitzen Fingern aus dem Mund zu entfernen.

Das eigentliche Problem an diesen Frühstücksbuffets aber ist, dass alle Müsli-Mischungen immer auch ein paar ranzige Nüsse enthalten, finden Sie nicht?

\*

Sind wir denn nicht doch, wie Platon behauptet, Zerrbilder unserer Ideen?

\*

L'eau de mort

manchmal  
nicht selten  
rinnt auch mir  
das wasser des todes  
über die haut

\*

Das einzig Humane, zu dem sich Mangold je hinreißen ließ, war die Lüge!

\*

Die Wahrheit, sagte Mangold, sei dem Menschen in Wahrheit auch gar nicht zumutbar, sie sei vielmehr ebenso unerträglich wie die Leere. Und in die Sonne zu sehen schmerze sogar dann, wenn man auf den Schultern von Riesen stehe und Sonnenbrillen von Gucci trüge.

Kurz bevor er „abtrat“, schrieb er mit einem kleinen Stummel eines fast bis zu seinem Ende abgespitzten A2-Bleistifts auf ein kleines Blatt Papier, das er im Vorübergehen einer Mülltonne entnommen hatte, dass er im Grunde außerstande sei, einen Platz innerhalb der menschlichen Gemeinschaft zu beanspruchen, der ihm eine erträgliche Existenz erlaube. Eine Existenz also, die ihm ermögliche, körperlich und geistig unversehrt zu bleiben und auch *die Anderen* unversehrt zu lassen. Alles in seinem Leben laufe immer und immer wieder auf einen Kampf hinaus; auf einen Kampf auf Leben und Tod.

Er, Mangold, existiere und existiere doch nicht, weil zu existieren nicht gleichbedeutend sei damit, eine Existenz zu haben. Tote brauchen keine Existenz, meinte er. Der Text den Mangold auf dem fraglichen Zettel notierte, war indessen um einiges kürzer, prägnanter formuliert. Zu lesen stand: „*Leckts mich doch am Arsch!!*“